
Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 280. Bromberg, den 7. Dezember. 1934

Spuk in der Heide.

Roman von Fritz Gantzer.

(10. Fortsetzung.)

Mit einer ihm sonst nicht eigenen Höflichkeit suchte er nach Worten, um seinen Abschied einzuleiten. Denn er wollte fort ... Und er wollte, konnte noch nicht fort. Etwas hielt ihn wie mit eisernen Klammern. Und in dem starren Bemühen, sich trotzdem loszureißen, flog ihm das Wissen in die heimlich geöffnete, unbewußt suchende Seele: Er konnte nicht fort, ohne Brigitte noch einmal gesehen zu haben.

Und nun vermochte er vom Gehen zu reden, weil er Gagern jetzt seinen Wunsch, sich auch von seiner Schwester verabschieden zu dürfen, sagen konnte.

Gagern lächelte. Es war das erste Mienenspiel während ihres Zusammenseins, das seinem Gesicht einen gewinnenden Ausdruck verlieh. Ein bißchen ironisch und doch herzlich. Die Mundwinkel ein wenig krausend und die Augen zum warmen Leuchten bringend. Und einem Gemisch von Ironie und Herzlichkeit kam auch die Stimme gleich, als er sagte: „Ich glaube kaum, daß Brigitte Sie trocken weglassen wird. Sie liebt es, Menschen, die ihr sympathisch sind, mit Kaffee zu bewirten. Und da Sie als jemand, der der Kaste angehört, zu der sie sich heimlich auch noch zählt, ihre Sympathie besitzen, wird sie bei Ihnen fraglos keine Ausnahme machen." Er sah in Treutlins starr musternde Augen und glaubte etwas wie Abwehr darin zu lesen. „Es würde natürlich auf Sie ankommen. Wenn Sie meinen sollten, bei mir keinen ..."

Treutlin unterbrach: „Gagern, ich bitte Sie ..."

„Also wollen wir jetzt Menschen unter Menschen sein ..." Er wies auf die sich öffnende Tapetentür: „Sehen Sie, Hebe naht schon."

Brigitte, ein Anrichtebrett mit Tassen und einfachem Gebäck tragend, trat in den Raum. Und Treutlin hatte wieder das Empfinden: es ist lichter geworden. Ein warmer, zarter Schimmer fließt in weichen, sanften Schwingungen durch das Gemach. Und die silberne Glocke sang auch.

„Darf ich Si bitten, unser Kaffeegast zu sein, Herr von Treutlin?"

... Die voraufgegangene halbe Stunde schien wie nicht gewesen, hatte sich zu etwas Unwirklichem verflüchtigt und nicht einmal so viel nachwirkende Kräfte behalten, daß sie einen Schatten auf das Zusammensein am Kaffeetisch zu werfen vermochte.

Brigitte von Gagerns Gegenwart war wie das beruhigende Strömen eines klaren, tiefen Wassers, auf dem warmes Licht ruht. Glich dem friedvollen Ausklingen eines Tages voll milder Stürme, der die Hände in den Schoß legen läßt und das Herz zum stillen, geruhigen Schlagen bringt.

Sie hatte eine so eigene Art, die Führung des Gesprächs für sich in Anspruch zu nehmen, daß man sie bei ihr in besten Händen glaubte und ihr dankbar dafür war. Alles Politische mied sie mit scharfer Abgrenzung. Das Kriegsgeschehen, als es ein paarmal zur Berührung kam, wußte sie klug bald und immer wieder auszuschalten und der Unterhaltung eine andere Richtung zu geben. Sie hatte die Gepflogenheiten eines gewandten Diplomaten, ließ aber nie die Wärme und Herzensgüte der Frau vermissen. Es ging wie eine starke Männlichkeit von ihr aus — und sie blieb doch echteste Weib. Seitdem die Auswirkungen ihres Wesens sich fühlbar machten, schien es Treutlin, als sei er in einem ganz anderen Raum als bisher. Seine gedrückte Enge hatte einer lichten Weite Platz gemacht, seine Dürftigkeit war in verklärenden Schimmer gehüllt. Sein von fremden, verhetzenden Gewalten zur Unkenntlichkeit entstellter Herr — wieder der alte Gagern von einst. Voll stiller Heiterkeit, einem Scherz nicht abgeneigt. Mitunter ein treffsicheres sarkastisches Wort als Einwurf, sonst aber nur Zuhörer. Genau so, wie ihn Treutlin in der Erinnerung hatte. Diese Schwesterseele barg des Bruders verloren gegangenes besseres Ich ... Sollte wirklich jede Möglichkeit ausgeschlossen sein, es ihm als bleibenden Besitz zurückzugeben? Konnte man glauben, daß die seelischen Kräfte Brigittes versagen würden, ihn für immer zu heilen? ...

Aber diese Gedanken bewegten Treutlin in voller Stärke erst auf dem Heimwege über die stille abendliche Heide, als der Zauber der für diesen Besuch nie erhofften Stunde seinen letzten Pulsschlag längst getan. Nur die Wärme der Hand Brigittes, die sie der seinen beim Abschied gegeben, schien als Wirklichkeit noch bei ihm zu sein.

Lange ging er seinen Weg, die Rechte fest geschlossen haltend. Es war, als wollte er diese süße Wärme einer Frauenhand als kostbaren Besitz heimtragen in das Haus am Hang.

*

Wie kam es, daß der Märzenwind einem Menschen das ohnehin so verworrene Herz noch verworrener machte? ... Warum war im März so viel mehr Wunderlichkeit in der Welt als sonst je? Und warum heuer gerad so besonders viel? ...

Das waren Fragen, die Karl Gunthers Sinn seit Tagen zerfraßen und die ihm heute am Sonntagnachmittag besonders stark zusetzten. Vielleicht trug das ungewohnte Alleinsein daran Schuld und das damit in Verbindung zu bringende Dösen beim langausgestreckten Liegen im Heidekraut unter den leise bewegten Hängezweigen der Birken.

Aus ihnen kam es wie ein wunderliches Erzählen, klang es wie ein heimliches Lachen, blühte es wie ein glückliches Erinnern. Und die Wacholder nebenan standen so unentwegt schweigsam und schwerfällig wie dumme, gefühllose Wesen, die zu allem nichts zu sagen wußten.

„Es wäre vielleicht manchmal im Leben ganz gut, so zu sein wie diese schwarzen Büsche", dachte Karl in einer philosophischen Anwandlung. „So teilnahmslos, so still und stumm, als wohne man von der Welt hundert Meilen ab

und als ginge einem das alles nichts an, was auf ihr passiert. Aber man ist ja nun einmal kein Wacholderbusch, sondern ein Mensch und hat ein Herz."

Ja, dieses Herz! Es war das vertrakteste Stück am ganzen Karl. Es war wie ein dummer Rekrut, der linksum macht, wenn rechtsum kommandiert ist. Oder es glich einem kleinen Kinde, das eigensinnig mit dem Fuße auftritt, wenn ihm ein törichter Wunsch versagt wird.

Karl wußte sich seit einigen Wochen auch in den Händen eines solchen törichten Wunsches. Denn dumm war das doch wohl reichlich, nun nach vier Jahren plötzlich den Gedanken in sich herumzuwälzen, auf ein paar Tage nach Pommern zu reisen. Nicht um die Heimat wiederzusehen. Denn das wäre ja Heimweh gewesen. Und vom Heimweh konnte man doch nicht sagen, daß es etwas Dummes sei. Freilich: eine stille, leise Sehnsucht nach der pommerschen Erde an der Rügenwalder Bucht kam gar nicht einmal selten zu Gast. Nein, was man in Wirklichkeit wiedersehen wollte, das war etwas ganz anderes. Das war weder Feld noch Wald, weder Bach noch Mühlenweiher — das war ein Mensch. Ein Mädchen. Die Marie. — Und von ihr wissen, mit eigenen Augen sich überzeugen: ist sie mit dem anderen vollauf glücklich geworden und hat sie dich ganz vergessen — oder hat sie sich ihr Unglück an den Hals geheiratet und weint sie sich nachts die Kissen nach dir naß, weil du nicht bei ihr bist . . .

Und dieser brennende Wunsch, zu erfahren, wie es sei, war gar nicht bescheiden. Er war so weit, unverschämt zu verlangen, falls eigene Mittel zu einer Reise nicht vorhanden seien, den Major anzupumpen, der sich ja auch wohl nicht sträuben würde, den Aushelfer zu machen. Denn: Guter Kamerad — langjährige treue Dienste und so . . .

Vor einem Vierteljahr noch — du lieber Himmel! — da hatten solche Neuauflagen von alten Weibergeschichten keine Daseinsberechtigung gehabt. Da war man fluchend, verhöhnend, bitter lächelnd und mit einem hoheitsvollen Achselzucken an ihnen vorübergegangen.

Seit dem . . . Nun ja, freilich ein Umschwung. Ob ein durchaus erfreulicher und anerkennenswerter, das stand auf einem anderen Blatt. Er war jedenfalls da. Und der Major hatte ihn vorbereitend sogar befohlen, sozusagen. „Wir müssen an einen Stellungswechsel denken, Karl. Wenn das Bächlein unseres Siedlungsplanes in sein Durchführungsbecken münden sollte, werden wir nicht nur Beinlinge, sondern auch Röcke um uns sehen. Den Trägerinnen der letzteren können wir dann nicht mehr wie bisher mit Gift und Galle begegnen. Also wieder mehr Schiller, Karl! „Ehret die Frauen, sie flechten und weben!" Das von den sogenannten „Himmlischen Rosen" brauchen wir nicht mitzudenken. Jedenfalls flechten und weben sie . . . Das ist keine direkte Lüge. Und wir machen uns keiner Inkonsequenz schuldig, wenn wir sie deswegen ehren . . . Also Parole: Frontveränderung! Ich will dir meinen Clausewitz pumpen, wenn du dich über dieses Mysterium, Frontveränderung genannt, informieren willst."

An einem Abend im halben Februar hatte Treutlin so zu ihm gesprochen. Der Major war damals ausnahmsweise launig und spaßig gewesen, wie seit langem nicht.

Wenn es also nun schon wirklich wieder anders werden sollte, der „Bund" mithin gewissermaßen in Liquidation geraten war, dann war man in allen Ehren frei . . . Dann brauchte man sich keine Vorwürfe zu machen . . . wenn man einmal irgendwo vor die Frage gestellt wurde . . .

Länger als eine Stunde schon lag Karl im toten Kraut unter den Hängezweigen der Birken. Vom Hoveninger Kirchturm zitterten zwei dünne Glockenschläge durch die Luft, die seit einer Weile bewegungslos stand und sommergleich anmutete.

Karl begann sich zu langweilen. Der Major konnte frühestens um fünf aus Uelzen zurück sein, also vor drei Stunden nicht. „Eine gute Zeit noch", dachte er, kreuzte die Beine anders und schob die Arme tiefer unter den Kopf. Schlafen? Ach nein, er war gar nicht müde. Und es war ja auch kein Schlafwetter. Diese weiche, süßschwere Frühlingsluft ließ einem die Gedanken nicht zur Ruhe kommen.

Während Karl seine merkwürdigen Betrachtungen anstellte, hatte sich der Gedanke an Antje eingeschlichen. Er sah Antje, hörte sie, fühlte sie gleichsam. Glaubte ihr ganz nahe zu sein, meinte das leise Rauschen ihrer Kleider zu vernehmen.

Karl dachte seit langem nicht mehr ungern an Antje. Sogar mehr als gern. Man konnte fast sagen: mit einer weichen, leisen Zärtlichkeit. Nur er selbst sagte es sich nicht. Es lief immer noch ein kleiner heimlicher Widerstand nebenher, der das eigentliche Gefühl verdunkelte. Heute aber schien er nicht da. Denn Karl meinte wirklich, eine stille Zärtlichkeit zu empfinden, die seine Seele weit und hell machte und ihm eine sehnsuchtsvolle Melodie in das Ohr sang . . .

Drei Stunden noch . . . Schließlich vier . . . Was tat er nur; was fing er an während dieser entsetzlich langen, einsamen Zeit? Wenn er nun . . .

Ja, das war wohl am gescheitesten. Also einen Gang nach Hovening zu. Um das Dorf herum. Nachher hinter der Höhe von Westrup und am Stellinger Moor entlang zurück. Da brauchte er nicht einmal bei Düllingsen mitherangewesen zu sein, um diese zwei Stunden voll zu kriegen . . . von Antje hatte er natürlich damit nichts sagen wollen. Denn die würde schon verwundert ausgeschaut haben, wenn er zu ihr zu Besuch gekommen wäre . . .

Karl kam weder bis zur Höhe von Westrup noch zum Stellinger Moor.

Karl lief stromauf, sprang manchmal übermütig über das schmale Bett, blieb mitunter eine Weile stehen und suchte sein Spiegelbild. Über die Heide breitete die Sonne einen goldenen Schimmer. Und gelbe Tupfen darin, die spärliche erste Sumpfdotterblumen freundlich schenkten. Ein paar Rübsenbreiten schoben sich ein, und ein Stückchen weiter hin, dem Dorfe zu, lagen schmale Vierecke mit Roggensaat.

Und dann kam er plötzlich nicht weiter. Ein Gatter sperrte ihm den Weg. Und er stand gerade am Grasgarten Düllingsens.

Denn dort, wo die Apfelbäume ihr Quartier hatten, saß unter einem von ihnen Antje auf einer Bank und zog bunte Fäden durch ein graues Tuch. Und jetzt blickte sie auf und sah ihn. —

„Nun kann ich doch nicht vorüber", dachte er, obwohl er diese Absicht noch gar nicht überlegt hatte, „nun muß ich zu ihr und muß ihr wenigstens guten Tag sagen." Und er dachte es wie in einer heimlichen Freude. Er bückte sich und schlüpfte durch die breite Gatterlücke, ging die zwanzig, dreißig Schritte bis zu ihrem Platze, schnell, mit etwas hastenden Bewegungen, stand vor ihr und lächelte in halber Hilflosigkeit.

„Nicht wahr, Sie wundern sich, Fräulein Antje? Guten Tag!"

Wundern? Nun ja, Antje wunderte sich auch. Wunderte sich über die Plötzlichkeit seines Auftauchens. Wie vom Himmel gefallen, hatte sie ihn mit einem Male am Gatter stehen sehen. Aber das war nur so ein bißchen nebenher und obenhin, dieses Wundern. Aufrecht und tief war die Freude in ihr. Sie lächelte zu ihm in die Höhe:

„Ich freue mich, daß Sie mich besuchen."

„Eigentlich wollte ich das gar nicht. Fräulein Antje. Es ist so zufällig gekommen. Mit einem Male stand ich am Gatter, konnte nicht weiter und sah Sie."

„Also ein ungewollter Besuch. Aber ich freue mich trotzdem." Oder war es nun plötzlich keine Freude mehr? Stand nicht eine harte Enttäuschung in ihr auf? „Nur keine Grübeleien!" dachte sie. „Ich habe mir seinetwegen so viele Gedanken gemacht, daß ich nie von Herzen fröhlich sein konnte. Heute will ich einmal froh sein, weil ich ihn endlich bei mir sehe."

Ja, Antje Düllingsen hatte sich viel Gedanken gemacht seinetwegen. Sie war mit ihnen seit Monaten unterwegs. Auf weiten, dunklen Umwegen und tausend Dornenpfaden hatte sie sich schließlich zu einer geraden Straße hingefunden, die voll Sonne war. Sonne, die sie glücksfroh machte. Denn es war die Sonne ihrer ersten Liebe.

Seit Wochen schon wußte sie, daß ihr Herz nicht mehr bei ihr war, sondern, daß es in einer heimlichen Wundernacht der ersten Frühlingsstürme sich auf und davon gemacht hatte, um nach eines anderen Herz zu suchen.

(Fortsetzung folgt.)

Wir wracken und hacken ...

Besuch in einem Kohlenbergwerk.

Von Paul Wagner.

Ich stellte mir das einfacher vor, einmal einen Gang hinunter zu tun, unter Tage, viele hundert Meter tief unter die Erde, dorthin, wo ewige Finsternis herrscht. Jedoch ganze vierzehn Tage sind vergangen, als ich von einer Zeche endlich die Erlaubnis habe, in die Grube zu fahren.

Nach einigen theoretischen Erklärungen, die mir ein Ingenieur gibt, der sich mir als Führer zur Verfügung gestellt hat, verlassen wir sein Bureau, um uns in der Waschkaue wie echte Bergleute anzukleiden.

Hemd, Drillichhose und -jacke, dicke Socken, Soldatenstiefel, Halstuch und Lederkappe, dazu ein Bergmannsstock mit Hammer und Pike sowie eine elektrische, doppelbirnige Handlampe machen die Bergmannsausrüstung vollkommen. Vordem muß eine Erklärung unterschrieben werden, die ausdrücklich feststellt, daß die Grubenfahrt auf eigene Gefahr und Verantwortung geschieht.

„Kommen Sie!" ruft der Ingenieur, jetzt ebenfalls in der Bergmannskleidung. „Wir müssen da über den Hof zum Förderkorb", fährt er fort. Wir nähern uns einem hohen quadratischen Mauerwerk von mächtigem Umfang. Daneben riesige Eisengerüste, Türme, knatternde Maschinen.

„Das ist der Einfahrtsschacht", und schon stehen wir vor ihm und warten auf den Förderkorb, der uns ins dunkle Erdinnere bringen soll. Einige Minuten noch müssen wir warten, während gelblichgraue Rauchschaden den sonnigen Herbsthimmel verdunkeln. Gigantische Schlote recken sich empor.

„Die Kokereien sind in Tätigkeit", sagt mein Begleiter und besteigt mit mir den Förderkorb. Mannshoch ist der, Platz für zwei eiserne Kohlenwagen, auch „Hunde" genannt. Vier solcher Förderkörbe sind übereinander gebaut, so daß acht „Hunde" mit diesem vierstöckigen Förderkorb aus der Tiefe gezogen werden können. Achtzehn Meter in der Sekunde saust der Korb auf und abwärts. Jetzt aber sind es nur sechs Meter in der Sekunde...

„Lebendes Inventar, wie Menschen und dergleichen", werde ich belehrt, „dürfen nicht schneller herunter gelassen werden."

„Sechs Meter in der Sekunde?"

„Merken Sie es nicht?"

„Doch, merk' ich schon", antwortete ich und muß mich zusammennehmen, um nicht laut los zu lachen. Schauderhaft kitzelt's im Bauch.

Klingelzeichen. Der Förderkorb hält. Trübes Lampenlicht.

„Sind wir schon unten, ganz unten?"

„Bewahre. Zweihundert Meter erst, vierhundert haben wir noch vor uns." Ein Bergmannsschlosser steigt hinzu. Er führt Ausbesserungen auf den einzelnen Sohlen aus. Wieder ein Klingelzeichen. Sausend geht es weiter hinab. Nichts als Finsternis. Nur unsere Handlampen spenden einen trüben Schein. Ein Ruck, wir sind da und steigen aus.

„Glückauf! — Glückauf!" Der Schlosser trennt sich von uns. Auf einer breiten Straße stehen wir, sechshundert Meter tief unter der Erde. Glühbirnen leuchten von der naturgeglätteten Schieferdecke, die Luft ist noch rein, wenig staubig, nicht heiß, angenehm warm. Wir wandern diese Straße entlang. Schmalspuriges Gleise läuft uns voraus. Das Licht verschwindet, nur unsere Handlampen brennen trübe. Kaum zwei Meter weit reicht ihr Schein. Enger wird die Straße. Zu beiden Seiten springen Felswände scharf hervor. Schiefer und Sandstein und Finsternis. Schweigen, ewiges Schweigen! Als wir weiter kommen, wird es wärmer.

„Achthundert Meter lang ist die Straße, dieser Querschlag", höre ich meinen Begleiter sprechen.

Ein dumpfer Ton, wie leises Bienensummen, durchdringt mählich die nachterfüllte Stille. Lauter wird es, kommt näher, immer näher. Ein Heulen ist es jetzt, ein gespenstisches Heulen. Der Ingenieur sagt etwas zu mir, aber ich verstehe nichts mehr. Zu sehen ist nichts. Ich glaube, eine Lokomotive kommt uns fauchend entgegen. Ich gehe etwas zur Seite, drücke mich hart an die Felswand, um weiter vom Gleis entfernt zu sein. Der Ingenieur geht hurtig auf dem Gleise weiter. Ich schreie ihn an: „Was ist das?"

Seine Handlampe hält er gegen die rechte Felswand. „Da, die dicken Rohre sind es", schreit er zurück, „das ist der Ventilator, der die verbrauchte Grubenluft einsaugt, um sie an der Erdoberfläche auszustoßen."

Das entsetzliche Geheul begleitet uns bis zum Ende der Straße, wo uns eine steinerne, zackige Felswand ein gebieterisches Halt weist. Schießhauer sind soeben dabei, diesen trotzigen Felsen zu sprengen, um den Querschlag zu verlängern. Bei kargem Lampenschein werden Löcher gebohrt, die, mit Dynamit gefüllt, den Felsen auseinander sprengen werden. Drei Mann sind mit der Vorarbeit beschäftigt, halbnackt, geschwärzt von Stein- und Erdstaub. Von Kohle ist noch nichts zu sehen.

„Wo ist denn die Kohle?"

„Die Kohlenflöze, die sich von oben nach unten wie ein erstarrter Bach meilenweit durch das unterirdische Gebirge ziehen, finden wir an anderer Stelle. Da müssen wir die Seitenstraße, die Strecke dort entlang gehen, die uns zu einem Betriebspunkt führt, das heißt zu einem im Abbau befindlichen Flöz."

Ein enger, schlecht gangbarer Weg ist diese Strecke, niedrig, höhlenartig ausgehauen. Steine rollen unter den Füßen fort. Man fällt und schlägt sich an kantig scharfen Felsstücken.

„Nicht gut als Promenade geeignet", scherzt der Ingenieur.

Endlich haben wir den schlecht gangbaren Weg hinter uns. Spärlicher Lampenschein, von dickem Kohlenstaub umhüllt, verrät uns, daß wir da sind. Ein Surren und Rattern, ein Heulen und Knattern — ein wahrer Höllenlärm erfüllt hier das dunkle, tiefe Erdreich.

Viele Hauer, jung, fast nackt, schwarz wie die Neger, arbeiten hier unermüdlich; aus dem Dunkel des Staubes leuchten ihre Augen wie geschälte Eier. Schemengleich treten die Knappen aus der trüben Finsternis und aus dem wirbelnden Kohlenstaub heraus. Dicht an die Felswand gelehnt, den durch Preßluft betriebenen Abbauhammer gegen das fette, steinharte Kohlenflöz gestemmt, bohrt ein Hauer in die schwere, glitzernde Kohle, um Stück für Stück dem Felsen zu entreißen. Kleine Stücke und große Blöcke fallen nieder. Sie werden von einem zweiten Knappen sogleich auf die motorisch betriebene Schüttelrutsche geworfen. Sie schafft die Kohle zur Verladestelle, wo die leeren „Hunde" in langen Reihen zur Aufnahme des schwarzen Goldes warten.

Eine andere Maschine kommt in Gang, die Kerbmaschine, einem unheimlichen Untier gleich, in der Form eines engen, plumpen Tanks, mit einer zwei Meter langen stahlharten Zunge, die sich tief in das kristallfunkelnde Kohlenflöz hineinfrißt, um die Kohle vom Felsen zu lockern. Ohrenbetäubender Krach! Hartnäckig bohrt sich die gekerbte Zunge ins schwarze Gestein. Das fünf Meter im Durchmesser starke Flöz wird gelockert. Die Rückwärtsbewegung der plumpen Tankmaschine reißt die Zunge wieder aus dem Felsen heraus. Die Maschine wird abgestellt, und der von muskulösen Männerarmen geführte Abbauhammer tritt wieder in Tätigkeit.

Staub, unerträgliche Hitze und ohrenbetäubendes Getöse füllen den kesselartig ausgehöhlten Raum, den man hier Betriebspunkt nennt, solange das Flöz aus dem Gebirge herausgeschlagen wird. Die durch den Abbau entstandenen Hohlräume werden sofort wieder mit Bergversatz, mit Stein und Steingeröll, ausgefüllt und mit starken Holzbohlen befestigt...

Plötzlich ein Signal. Mit einem Schlage ist es still geworden. Kein Getöse mehr, nichts. Die Kumpels setzen sich auf herumligende Holzbohlen oder auf große Kohlenblöcke, die sie eben dem Gebirge entrissen haben. Etwas heller scheinen die Lampen jetzt, der letzte Kohlenstaub wirbelt zu Boden. Friedlich, ausruhend, ohne ein Wort zu sprechen, beißen die Männer kräftig ins Frühstücksbrot, trinken Kaffee dazu. Ihre Augen nur und ihre Zähne leuchten grell aus der Schwärze heraus.

Bald wieder beginnt die Arbeit. Noch sind die acht Stunden nicht vorüber. Dreimal acht Stunden wird hier gearbeitet, Tag und Nacht, in drei Schichten.

„Haben Sie Sehnsucht nach oben?" fragte ich einen Knappen.

„Das schon. Aber wenn wir lange über der Erde sind, sehnen wir uns wieder nach der Tiefe, wie der Seemann nach dem Meere."

„Glückauf!" — Wir verlassen den Betriebspunkt und passieren wieder, oft in gebückter Stellung, einen engen, steinernen Weg. Schier unerträglich ist die Hitze in dem „Engpaß". Aus allen Poren rinnt uns der Schweiß.

Endlich! Wieder liegt ein breiter Querschlag vor uns. Licht, Gleise, Menschen, frische Luft. Es ist die Verladestelle. Ein Steiger kontrolliert die vollen „Hunde". Dann rollen sie vorwärts, in langer Reihe, fest aneinander gekuppelt. Mittels eines Drahtseils werden die Wagen zum Förderkorb gezogen. Eine lange Strecke wandern sie, bis sie den sechshundert Meter tiefen Ausfahrtschacht erreicht haben, um in sausendem Aufzuge an die Erdoberfläche zu gelangen.

„Wie auf einem kleinen Rangierbahnhof", denke ich und sehe, wie die leeren und vollen Kohlenwagen hin- und hergezogen werden, zum Förderkorb und von ihm weg — sechshundert Meter unter der Erde.

Auch Unmengen von Holzbohlen, Holz- und Eisenstreben kommen herunter, um die Betriebspunkte zu stützen, Querschläge zu sichern, den aufgeschütteten Bergversatz zu dämmen. Viele Millionen müssen die Zechen für Holz und Eisen ausgeben, das hier herunter kommt und niemals mehr wieder verwertet werden kann", erklärt uns der Ingenieur, während gerade ein langer Holzzug, der eben von über Tage gekommen ist, an uns vorüberrollt.

Dann fahren wir wieder aufwärts. Endlich frische Luft! Ein tiefer Atemzug — wie herrlich ist doch die Erde hier oben und der sonnige, wenn auch etwas verqualmte Himmel! Wie das Tageslicht in den Augen beißt!

Und dort unten arbeiten Menschen, Tag für Tag, Nacht für Nacht. Und immer weiter und immer tiefer graben sie sich ein, ins dunkle Erdreich weit hinein, zwischen Sandstein, Schiefer und Kohle. — Wackere Arbeitsmänner.

Das stumme Jahr.

Geschichtliche Skizze von Hans Buttmann.

Schwer rauschte die Czidlina, vom Herbstregen geschwellt und über die Ufer getrieben, aber kein Bürger und kein Kind von Gitschin schenkte ihr einen Blick. Man stand in den winkligen Gassen zusammen, und der Platz vor dem Schloß war trotz des Sturmes oft bis nach Mitternacht von einer schweigenden Menge besetzt. Hatte nicht der Kurfürst von Bayern, der Maximilian, jetzt das Ohr des Kaisers, wollte Ferdinand II. nicht seinen Sohn zum römischen König krönen lassen, wobei er die Zustimmung der katholischen Liga brauchte? Die Bürger schüttelten den Kopf. Konnte es wahr sein? Hatte man die Dienste des Generalissimus in der Wiener Hofburg vergessen, und kehrte der Herr Albrecht Wenzel Eusebius Graf von Wallenstein, der kaiserliche Oberst und Generalfeldhauptmann, Herzog von Friedland, Herzog von Mecklenburg, kehrte der Gewaltige, der sich selbst General des Baltischen und des Ozeanischen Meeres genannt hatte, jetzt wirklich in sein Schloß zu Gitschin zurück, vielleicht verbannt, vielleicht geächtet, sicher in Ungnade?

Es wurde kälter. Die Wartenden dachten daran, nach Hause zu gehen, da erhob sich Unruhe am westlichen Tor, zugleich traten Diener aus dem Schloß mit Leuchten, die der Herbstwind peitschte, und rot wehten jetzt auch Fackeln die enge Hauptstraße hinauf. Gewaffnete umgaben den mächtigen Reisewagen, die Bürger entblößten das Haupt und neigten sich tief. Die dem Schloßtor am nächsten standen, konnten einen Blick in das kluge, aber magere und blasse Antlitz des Fürsten werfen. Dann stieg Wallenstein die Stufen der Schloßtreppe hinan. Sein altes Leiden, das Podagra, schien ihn wieder zu quälen. Fest stützte er sich auf sein spanisches Rohr. Nach jedem Schritt sah er um sich, wie das schon seit Jahren seine Gewohnheit war. —

Nun saß Wallenstein, der Verabschiedete, im Schloß von Gitschin, furchtbar und schweigend. Die Bürger wagten es nicht mehr, den freien Platz zu betreten, denn schon das Klappen der Stiefel, das Klirren der Sporen konnte dem Ruhestörer Gefängnis oder gar den Tod bringen. Die Pracht des Hofes, die Unzahl glänzender Bedienter waren verschwunden, nur wenige schlichen auf weichen Sohlen durch die Gemächer und verständigten sich lautlos durch Zeichen und Winke. Der Fürst selbst saß dumpf vor den Tafeln, auf denen der Stand der Gestirne verzeichnet war, und forschte in den Horoskopen der Männer, die über ihn gesiegt hatten. „Die Sterne deuten an, daß der Geist des Bayern den Geist des Kaisers beherrscht", sagte er plötzlich so laut, daß er sich erstaunt in dem Zimmer umsah, in dem seit Wochen zum ersten Mal wieder eine menschliche Stimme erklungen war. Doch der Bann schien gebrochen zu sein.

Der Fürst schlug an eine Glocke. „Welche Stunde ist es?" fragte er den Diener.

„Es wird gleich Mitternacht schlagen."

„Leuchte mir auf den Turm!"

Als der Fackelträger zurückgetreten und die Tür der Turmtreppe geschlossen ist, umgibt den Fürsten die funkelnde Pracht des winterlichen Sternenhimmels. Mächtig strebt der Orion empor, der Sirius funkelt bald gelb, bald grünlich, bald rot. Wallenstein schaut nach Norden. Steigt in der Ferne nicht ein leuchtendes Kreuz empor, das den Schein der Gestirne verdunkelt? Der Fürst hebt die Hand, als grüße er dieses neue Zeichen. Der Fackelträger leuchtet dem Herabsteigenden. Zum ersten Mal seit dem Kurfürstentag von Regensburg schläft Wallenstein in dieser Nacht tief und traumlos.

Am nächsten Morgen gehen Eilboten an den Grafen Adam Trzka. Wallenstein besichtigt die Gemächer, die der Vertraute bewohnen soll; seine Stimme schallt durch das Haus.

Endlich kommt der Graf, mit ihm seine Gemahlin, wohl zwanzig Jahre älter als er, aber von überlegener Tatkraft und weitem politischen Blick. Trzka weiß von einer großen Schlacht zu berichten. Tilly ist den Rachegeistern der verbrannten Stadt Magdeburg zum Opfer gefallen und ward besiegt.

„Wenn mir das begegnet wäre, ich hätte mir selbst das Leben genommen", sagte Wallenstein und schaut zur Decke des Saales, als ständen die Sterne über ihm. Seine Pläne türmen sich vor den Zuhörern auf. „Die alten Offiziere werden auf meine Seite treten, die Soldaten werden sich an meinen Namen ketten, und dann — —" Er machte eine Pause, seine Augen glühen in eine dunkle Ecke des Saales, als sähen sie eine Erscheinung. „Ich habe alles für Ferdinand getan; meine Armee diente nur ihm und dem Glanz seines Kaisertums. Er hat mir nicht einmal den Brief beantwortet, den ich nach dem Tage von Regensburg an ihn schrieb. Ich werde ihn aus Deutschland und Oesterreich vertreiben, er soll in Italien im Exil leben, einsam, schweigend, wie ich es in diesem letzten Jahr tun mußte. Ein neuer Herr steht in Deutschland . . ."

Er spricht nicht weiter, kein Name wird genannt. Graf Trzka spendet ihm Beifall, er verlangt lärmend nach Wein, um auf die Zukunft zu trinken. Die Gräfin erhebt sich schweigend und verneigt sich vor dem Fürsten. „Deine Frau hat Bedenken", sagt Wallenstein, als sie gegangen ist.

Trzka lacht: „Sie will klug sein, aber sie ist nur zu alt." Unterdessen schreibt Gräfin Trzka mit gewandter Hand auf, was der Fürst gesagt hat. Als der große Bogen vollgeschrieben vor ihr liegt, lächelt sie: „Wenn ich ihm jetzt die Anschrift gäbe: An Ferdinand II., Kaiser von Deutschland, wie würde dann wohl die Weltgeschichte weiter gehen?" Sie faltet den Brief zusammen und versiegelt ihn sorgfältig an drei Stellen. Dann schreibt sie in großen Zügen: An Gustav Adolf, König von Schweden.

 **Bunte Chronik** 

Leichtsinnig und geschäftstüchtig.

Eduard VII. war in seiner Jugend dauernd in Geldnöten. Er mußte sich öfter Geld leihen und bat auch seine Mutter, die Königin Viktoria, während ihrer Abwesenheit von Hofe schriftlich um ein Darlehen. Die königliche Mutter ärgerte sich sehr über die leichtsinnige Lebensweise des Prinzen, schrieb ihm einen langen Brief mit allerlei Ermahnungen zur Sparsamkeit und vernünftigen Geldeinteilung, wie sie für einen zukünftigen König angebracht wäre. Das Darlehen lehnte sie ab.

Wenige Tage darauf schrieb der Prinz der Königin zurück: „Liebe Mutter! Ich danke dir vielmals für deinen wohlgemeinten ausführlichen Brief. Da du mir die erbetenen 10 Pfund nicht leihen wolltest, habe ich den Brief an einen Autogrammsammler verkauft und 20 Pfund dafür erhalten."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.